



# ERZÄHLUNGEN

Gérard de Nerval



BÜCHNER

Alfred Wolfensteins Kleine Bibliothek der Weltliteratur

Band 6



Gérard de Nerval

# ERZÄHLUNGEN

Alfred Wolfensteins Kleine Bibliothek der Weltliteratur  
Herausgegeben von Hermann Haarmann

Band 6



**BÜCHNER-VERLAG**  
Wissenschaft und Kultur

Gérard de Nerval

Erzählungen

Alfred Wolfensteins Kleine Bibliothek der Weltliteratur, Band 6

Herausgegeben von Hermann Haarmann

ISBN (Print) 978-3-96317-305-9

ISBN (ePDF) 978-3-96317-854-2

© 2022 Buechner-Verlag eG, Marburg

Alfred Wolfenstein © Hermann Haarmann, Berlin

(Überlassung der Übersetzungsrechte Alfred Wolfensteins durch

Henriette Hardenberg an Hermann Haarmann)

Bildnachweis Umschlag: Abbildung aus Originalausgabe von 1921,  
dort Titelbild des Ersten Bandes der *Erzählungen*

Layout, Satz, Umschlaggestaltung: DeinSatz Marburg | If

Korrektorat: Dagmar Walach

Das Werk, einschließlich all seiner Teile, ist urheberrechtlich durch den Verlag geschützt. Jede Verwertung ist ohne die Zustimmung des Verlags unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie, detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

[www.buechner-verlag.de](http://www.buechner-verlag.de)

# INHALT

<i>Théophile Gautier</i>	
Gérard de Nerval .....	7
~	
SYLVIA – IDYLLE AUS DEM VALOIS .....	15
DIE VERZAUBERTE HAND .....	71
<i>Arsène Houssaye</i>	
VORWORT ZU AURELIA .....	131
AURELIA ODER DER TRAUM UND DAS LEBEN .....	135
DIE FRAUEN VON KAIRO .....	219
Erster Teil: Die Bräute .....	221
Zweiter Teil: Die Sklavinnen .....	279
THEATER IN STAMBUL .....	315
Caragueuz, eine Hanswurstiade .....	317
Der Mann der zwei Witwen .....	329



*Hermann Haarmann*

Nachbemerkung ..... 335

Bildnachweise ..... 341

# GÉRARD DE NERVAL

von Théophile Gautier





Über diesem Grabe, das in den Klageliedern der Dichter aufblühen wird, soll man nicht die armen Schatten eines Gilbert oder Hégésippe Moreau beschwören. Denn Gérard de Nerval war weder verkannt noch gemieden, das darf man zur Ehre dieses Jahrhunderts sagen, nachdem es soviel Unrecht auf sich geladen hat. Die Anerkennung, der Ruhm selbst hatte sich ihm auf den Bänken der Klasse genaht, in der man uns als Muster den jungen Gérard vorhielt, den Verfasser der »Élégies nationales« und die Ehre der Charlemagne-Schule. Als er mit achtzehn Jahren eine klassisch gewordene Übersetzung des »Faust« erscheinen ließ, regte sich der große Wolfgang Goethe in seiner göttlich thronenden Unbeweglichkeit zu Weimar, und seine marmorne Hand schrieb ihm dieses Wort, das Gérard, sonst so bescheiden, voller Stolz wie einen Adelstitel bewahrte: »Ich habe mich niemals so gut verstanden wie beim Lesen Ihrer Übertragung.« Alle Theater und Zeitungen standen diesem reinen und reizvollen Schriftsteller offen, welcher den erfindungsreichsten Geist und die zarteste Phantasie mit einer ruhigen, köstlichen, vollkommenen Form verband. Die stolzesten Zeitschriften begehrten seinen Namen und empfangen seine Mitarbeit wie eine Gunst. Und wenn wir allein die Theaterkritik in der Presse schreiben, so lag es nur an seinem schweifenden Geist, der solcher Arbeit zur bestimmten Stunde schnell überdrüssig wurde. Sie war ihm unerträglich, und dennoch kam er sogleich in nie aussetzender freundschaftlicher Hingebung, um an unserer Stelle die Mühle zu treten, wenn die Reiselust einen von uns nach

Spanien, nach Afrika, nach Italien entführte. Das war die brüderliche Ablösung, die er selbst mit der der Dioskuren verglich: der eine scheint, wenn der andere untergeht. Ach, er ist davongegangen, um niemals wiederzukehren.

Was also unsere Epoche an äußeren Quellen bietet, stand ihm zur Verfügung. Er machte auch eine kleine Erbschaft vor etwa fünfzehn Jahren, die mit flüchtigem Glanz die Anfänge seiner Laufbahn vergoldete. Aber die Liebe zum Geld, die heute durch alle Herzen fiebert, trübte niemals die Reinheit dieser Seele, die wie ein Vogel über die Wirklichkeiten hinflatterte, ohne sich je zu setzen. Weil er es nicht wollte, weil er es unwürdig fand, ist Gérard nicht reich gewesen. Das Geld verursachte ihm eine Art Übelkeit, es brannte ihm in den Händen, erst beim letzten Fünfrankenstück wurde er wieder ruhig. Als Künstler hatte er gewiß luxuriöse Anwandlungen: ein geschnitztes Bett, ein vergoldetes Spiegeltischchen, ein Stück Seidenstoff, ein Kronleuchter nach Gérard Dou konnten ihn verführen. Solche Einkäufe stellte er dann in irgend einem Zimmer, bei einem Kameraden unter und vergaß sie dort. Auf Bequemlichkeit aber legte er gar keinen Wert. Er versetzte im Winter seinen Mantel, um eine Nadel mit Türkisen oder einen kabbalistischen Ring zu kaufen. Obwohl sein Äußeres oft zerlumpt war, befand er sich nicht in wirklichem Elend. Auch die Häuser seiner Freunde und ihre leeren oder vollen Börsen standen ihm offen, wenn er nicht arbeiten konnte. Wieviele von uns haben zehnmal ein Zimmer hergerichtet in der Hoffnung, er würde darin einige Tage verbringen.

Auf länger durfte keiner gefaßt sein, denn sein unruhiges Herz brauchte Freiheit! Wie die Schwalbe, wenn man ein Fenster offen läßt, trat er ein, ging zweimal, dreimal umher, fand alles schön und reizend und flog davon, um wieder auf den Wegen zu träumen. Das war nicht Gleichgültigkeit und Kälte, doch gleich dem Turmsegler, dem fußlosen, dessen Leben ein ewiger Flug ist, konnte er nicht anhalten. Einmal, als wir wegen irgend einer Trennung traurig waren, kam er von selbst, um vierzehn Tage bei uns zu bleiben, und ging nicht aus, nahm alle Mahlzeiten zur richtigen Stunde mit uns und leistete uns gute treue Gesellschaft. Wer ihn kannte, mußte sagen, daß dies einer der stärksten Freundschaftsbeweise war, die er zu geben vermochte. Aber auch sonst diese unerschöpfliche Liebenswürdigkeit, diese lebendige Dienstbereitschaft und vollkommene Hingabe an alle ihm Nahen! Welche gewaltigen Wege hat er zu Fuß bei schrecklichem Wetter gemacht, um eines Freundes Anzeige oder Beitrag irgendwo einrücken zu lassen.

Das Unglück dieses Daseins – und wir wissen nicht einmal, ob wir ein solches Wort gebrauchen dürfen – hat ganz andere Gründe als die Schwierigkeiten des literarischen Lebens und die gewöhnliche Geldnot. Der fortschreitende Einbruch des Traumes in sein Leben hat Gérards Verweilen im Reiche der Wirklichkeit nach und nach unmöglich gemacht. Seine Kenntnis der deutschen Sprache, seine Studien über die Dichter von jenseits des Rheins, seine geistige Natur führten ihn zum Illuminismus, zum mystischen Außersichsein. Die wunderlichen Bücher, die er las, das exzen-

trische Leben außerhalb fast aller menschlichen Bedingungen, die langen einsamen Spaziergänge, bei denen sich sein Gedanke am Gang erregte und ihn manchmal vom Boden zu heben schien gleich Magdalena in ihrer Grotte oder ihn über den Boden hineilen ließ, die Arme bewegend wie Flügel: – das löste ihn immer mehr von der Sphäre, in der wir unter dem Gewicht unserer Umweltbejahung verharren können. Eine glückliche oder unglückliche Liebe – wir wissen nichts darüber, denn seine Zurückhaltung war groß und in seinen Werken hat er nur schamhafte verschleierte Anspielungen gemacht – steigerte seine Erregung, bisher innerlich und gehalten, zum letzten Grad von Paroxysmus. Gérard beherrschte seinen Traum nicht mehr, aber beharrliche Pflege zerstreute die Wolke, die einen Augenblick lang seinen Geist verdunkelt hatte, und mindestens seine Prosa ist niemals so lebendig, so hell und so unerhört reich gewesen wie damals. Lange Stunden haben wir dem Dichter gelauscht, der zum Seher verwandelt uns Apokalypsen entrollte und mit wunderbarer Beredsamkeit Gesichte beschrieb, glanzvoller als die orientalischen Visionen des Haschisch.

Wie auch der Zustand seines Geistes war, der Sinn des Dichters wurde davon nicht berührt. In dieser gleichen Zeit entstand eine Folge von Sonetten, Einweihungen in Mysterien, die er später unter dem Namen »Vers dorés« erscheinen ließ. Über ihrer Dunkelheit fliegen jähe Schimmer hin wie über einem Bild in der Dämmerung einer Crypta, bestirnt mit Karfunkeln und Rubinen, die Reime klingen

so gut, die Sprache, obwohl so geheimnisvoll, daß Orpheus und Lykophon dagegen durchsichtig scheinen, ist bewunderungswürdig schön, als hätte ein großer Dichter mit ruhigem Blute diese Gedichte geschaffen.

Der Orient war, nach Deutschland, Gérards große Liebe. Er konnte Kairo sehen, Syrien, Konstantinopel und kam von diesen Reisen noch erfüllter mit den Gedanken der Kabbala, der Magie und mystischer Weihen zurück. In langen Zügen hatte er aus dem berausenden Kelch getrunken, den die Sphinx uns reicht mit ihrem unerklärlichen Lächeln aus rosa Granit, das über die Weisheit von heute zu spotten scheint. Kosmogonien und Theogonien, der okkulten Wissenschaften Symbolik, damit erfüllte sich sein Gehirn. Oft konnten die besten Geister ihm nicht auf den First der hohen Babel folgen, auf den er stieg, oder sich mit ihm in die unterirdische Tiefe syringischer Grabgänge versenken.

Aber mitten in dieser inneren Verbrennung, deren Flamme nur selten außen erschien, schuf er Reisebeschreibungen, ernste und komische Erzählungen, Dramen, Zeitungsartikel voll Phantasie und Kunst, in feiner und zarter Sprache, in silberner Nuance. Denn er verschmähte immer die übertreibende Färbung, die wir alle wohl anwenden, und der einzige Fehler, den man ihm vorwerfen kann, ist: zuviel Weisheit.

Welch ein Meisterwerk ist die Novelle »Sylvia«, die von der Nachwelt neben »Paul und Virginia« gestellt werden wird, welch schöne Mischung von Träumerei und Gefühl!

Wie glücklich umrahmt die frische Landschaft diese Kindheitserinnerungen.

»Aurelia oder Der Traum und das Leben« zeigt den Geist kalt am Kopfkissen des heißen Fiebers sitzen; die Halluzination analysiert sich selbst in höchstem philosophischen Aufschwung. Die letzten Blätter dieser seltsamen und vielleicht beispiellosen Arbeit fanden wir in den Taschen des Toten. Er trug sie bei sich, wie um den unterbrochenen Satz zu beenden ... Aber die Hand ließ den Stift fallen und der Traum tötete das Leben. Das Gleichgewicht, bis dahin gehalten, schlug um. Dieser Geist, so reizend, beflügelt, licht und zärtlich löste sich auf für ewig.

\*

Gérard de Nerval,  
MDCCCIX in Paris geboren,  
starb MDCCCLV.

\*

# SYLVIA

IDYLLE AUS DEM VALOIS





# I

## VERLORENE NACHT

Ich kam aus einem Theater, wo ich jeden Abend zum Vorspiel in der großen Haltung des Verliebten erschien. Manchmal war es ganz leer, manchmal sehr voll. Mir aber lag nichts am Anblick des Parterres mit seinen dreißig gezwungenen Zuhörern, den Logen im Schmuck verjährter Gewänder und Hauben. Ich nahm auch an der sprühenden Bewegung im Hause nicht teil, dessen Ränge die Kronen blühender Kleider, die funkelnden Sterne der Edelsteine und Gesichter trugen. Aber so wenig wie das Haus zog mich selbst die Bühne an – bis die zweite oder dritte Szene dieses geschmacklosen Werkes aus vergangener Ruhmeszeit einsetzte, eine wohlbekannte Gestalt den öden Raum erhellte und den leeren Gesichtern um mich ihr Leben und ihre Sprache lieh.

Ich lebte in ihr, und sie lebte für mich allein. Ihr Lächeln erfüllte mich mit grenzenloser Seligkeit, ihre Stimme schwang so fein und stark zugleich, daß ich vor Freude und Liebe zitterte. Sie war vollkommen, sie weckte all meine Begeisterung auf, sie sprach zu jeder Stimmung in mir. Wie der Tag war sie schön, wenn die Lichter der Rampe sie von

unten beglänzten, wie die Nacht war sie bleich, wenn bei dunkler Rampe nur der Kronleuchter auf sie herniederstrahlte, daß sie im Schatten der eigenen Schönheit natürlicher schimmerte. So heben sich von dem braunen Grund pompejanischer Fresken die Figuren der göttlichen Horen ab, den Stern auf der Stirn.

Ein ganzes Jahr lang hatte ich mich noch nicht erkundigt, wer sie war. Ich fürchtete wohl, den magischen Spiegel zu trüben, in dem ihr Bild erschien. Ich hatte nur gelegentlich einige Äußerungen über die Schauspielerin, nicht über die Frau, gehört. Darauf achtete ich so wenig wie etwa auf Gerüchte, die eine Prinzessin von Trapezunt betroffen hätten. Ein Onkel von mir, aus vorletzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts (man muß im Jahrhundert gelebt haben, um es wahrhaft zu kennen) hatte mich frühzeitig belehrt, daß Schauspielerinnen keine Frauen seien; die Natur habe ihnen ein Herz zu machen vergessen. Er sprach gewiß von denen aus seiner eigenen Zeit. Aber er erzählte mir soviel Geschichten von seinen Erwartungen und Enttäuschungen, zeigte mir soviel elfenbeinerne Porträts, reizende Medaillons, die nun seine Tabakdosen schmückten, soviel vergilbte Kärtchen und verschossene Bänder, an die sich immer das Ende einer Liebe schloß, daß ich von den Frauen sehr schlecht dachte und sie auch kaum mehr nach Epochen unterschied.

Wir lebten jetzt in einer seltsamen Zeit, wie sie gewöhnlich auf Revolutionen oder Niedergänge großer Reiche folgen. Das war nicht mehr die Zeit heroischer Galanterie der Fronde oder die elegante geschmückte Lasterhaftigkeit der

Regentschaft oder des Direktoriums Skeptizismus voll toller Orgien. Jetzt herrschte eine Mischung aus Tätigkeitsdrang und faulem Zögern. Blendende Utopien, philosophische und religiöse Strömungen aller Art, haltlose Begeisterungen vermengten sich mit neuen Instinkten einer Renaissance, Überdruß an alten Zwiespältigkeiten, ganz unbestimmten Hoffnungen; es war vielleicht wie zur Zeit des Peregrinus und Apulejus. Der materiell gewordene Mensch roch an den Rosen, die ihn in der schönen Isis Händen zu einem ganz neuen Geschöpf machen sollten. Die ewig junge reine Gottheit erschien uns in den Nächten und flößte tiefe Reue über die verlorenen Tage ein. Ehrgeiz jedoch lag unserem Alter nicht, und rings die gierige Jagd nach Ämtern und Ehren stieß uns immer weiter aus der Sphäre der Möglichkeiten, der Tätigkeiten hinaus: Unsere Zuflucht wurde der Elfenbeinturm des Dichters, und in ihm stiegen wir immer höher und entfernten uns von der Menge. Auf die hohen Orte von unseren Meistern geführt, atmeten wir endlich die reine Luft der Einsamkeit, tranken im Goldkelch der Legenden Vergessenheit, berauschten uns an Dichtung und Liebe. Ach – Liebe? Nur zu ungreifbaren Formen, zu rosigen und blauen Tönen, zu metaphysischen Geschöpfen – Liebe! Die wirkliche Frau, welche in unsere Nähe kam, störte nur all unsere Vorstellungen: Sie mußte als Königin oder Gottheit kommen – und vor allem in der Entfernung bleiben.

Einige von uns freilich nahmen diese platonischen Paradoxe nicht so schwer und durchkreuzten Alexandriens erneuerte Ideen mit der geschwungenen Fackel der Unter-

weltsgötter, die einen Augenblick lang ihre Funkenschleppe durch die Dämmerung der Welt zieht. So beschloß ich nun beim Verlassen des Theaters, trübselig wie von einem entschundenen Traum, in eine Gesellschaft zu gehen, in der alle Melancholie vor dem unermüdlichen Schwung einiger stürmischer und manchmal feiner Geister entwich. Man trifft sie immer in Epochen des Verfalls oder Aufgangs. Ihre Reden konnten sich bis zu solchen Gipfeln steigern, daß Furchtsame unter den Zuhörern nach den Fenstern blickten, ob nicht plötzlich Hunnen oder Kosaken erschienen und diese zugespitzten Argumente niederschlugen.

Ich trat ein. Jemand sprach mich an: Seit langer Zeit treffe ich dich im gleichen Theater, sooft ich dort bin ... Welche ist es? ...

Ich nannte ihren Namen, obwohl man doch gewiß um keiner anderen willen dorthin gehen konnte. Ach! sprach jener nachsichtig, da drüben siehst du den Glücklichen, der ihr Begleiter ist, doch getreu den Gesetzen unseres Klubs sie erst am Ende der Nacht aufsuchen wird.

Ohne besondere Erregung blickte ich hin. Es war ein gutgekleideter junger Mann, mit bleichem nervösem Gesicht, mit sanften melancholischen Augen. Er warf Gold auf den Spieltisch, verlor gleichmütig. Ja, was gehts mich an, ob er es ist oder ein anderer. Auch scheint ers ja wert zu sein. – Und du? fragte mein Kamerad. – Ich? Sie ist nur ein inneres Bild für mich.

Ich ging hinaus, in den Lesesaal, blickte in eine Zeitung. Ich glaube, daß ich nach einem Börsenkurs suchen wollte.

Der Rest meines Reichtums bestand zum großen Teil in ausländischen Papieren, die lange wenig Wertung gefunden hatten. Jetzt aber hieß es, die Börse habe sie aufgenommen. Es war richtig. Sie galten schon hoch. Ich wurde wieder reich.

Sofort kam mir aus der veränderten äußeren Lage dieser Gedanke: Ich würde die geliebte Frau nun besitzen können. Das Ideal – berührte ich mit den Fingern. Zur Sicherheit wühlte ich auch die anderen Blätter durch; sie bestätigten die Nachricht. Über dem Zeitungshaufen erhob sich mein Gewinn gleich der Goldstatue eines Molochs –. Was wird der junge Mensch sagen, dessen Platz ich nun einnehmen werde?

Nein, nicht so! Meine Jugend empörte sich, sie wollte Liebe nicht mit Gold töten! Es war ein Gedanke aus einer anderen Zeit gewesen, – daß eine Frau wie diese käuflich sein müßte!

Mein Blick lief noch wahllos durch die Zeitung in meiner Hand, und ich las jetzt folgende zwei Zeilen:

*»Fest des Straußes der Provinz. – Morgen müssen die Schützen von Senlis den Strauß an die von Loisy abgeben.«*

Diese einfachen Worte erregten in mir eine ganz andere Reihe von Empfindungen ... Aufstiegen Erinnerungen an die lang vergessene Provinz meiner Jugend, ein fernes Echo von kindlichen Festen ... Horn und Trommel erklangen weit in den Wäldern und Weilern, junge Mädchen zogen Girlanden, teilten singend bebänderte Sträuße aus. Ein schwerer Karren, mit Rindern bespannt, empfing im

Vorbeifahren die Geschenke, und wir Kinder der Gegend bildeten einen Zug: mit Bogen und Pfeilen und wußten nicht, daß wir so von Geschlecht zu Geschlecht über neue Verfassungen und Glauben hinweg ein druidisches Fest überliefern halfen.

## II

# ADRIENNE

Ich ging nach Haus und legte mich hin, konnte aber keine Ruhe finden. Im Halbschlaf glitt meine Jugendzeit an mir vorbei. Dieser Zustand, wenn der Geist noch mit den tausend Erfindungen des Traumes streitet, zeigt uns manchmal in wenigen Minuten die schärfsten Bilder einer langen Lebensperiode.

Ein Schloß aus der Zeit Heinrichs IV. stand vor mir, mit spitzen Schieferdächern, roter Front, gelbgezähnten steinernen Ecken. Davor lag ein großer grüner Platz, umpflanzt mit Ulmen und Linden, deren Laub die untergehende Sonne flammend durchstach. Auf dem Rasen tanzten junge Mädchen und sangen Lieder, die ihre Mütter ihnen überliefert hatten. Sie sangen in so reinem natürlichem Französisch, daß man sich ganz tief im alten Land Valois fühlte, wo das Herz Frankreichs mehr als tausend Jahre schlug.

Ich aber war der einzige Jüngling in dieser Runde und war dort mit einer jungen frischen Begleiterin, Sylvia, einem kleinen Mädchen aus dem Nachbardorf, mit schwarzen Augen, reinem Gesicht, leicht gebräunter Haut. Ich

hatte sie lieb und sah nur sie, – bis zu diesem Tag! Manchmal bemerkte ich beim Tanzen eine große schöne Blonde, die Adrienne genannt wurde. Plötzlich, doch nach den Regeln des Tanzes, stand sie neben mir in der Mitte des Kreises. Wir waren gleich groß. Man rief uns zu, wir müßten uns küssen, und Reigen und Chor drehten sich wilder als vorher. Als ich ihr den Kuß gab, konnte ich nicht anders, mußte ihre Hand dabei drücken. Die langen Ringel ihres goldenen Haares rührten an meine Wangen. Von diesem Augenblick an war eine fremde Unruhe in mir.

Die Schöne mußte jetzt singen, um in den Reigen zurückkehren zu dürfen. Man hockte sich rings um sie nieder, und sogleich mit frischer klingender Stimme, auch ein wenig verschleiert, wie oft bei den Mädchen dieses nebligen Landes, sang sie eine alte Romanze voll Schwermut und Liebe. Wie immer war es das Unglück der in den Turm gesperrten Prinzessin, die der Vater für ihre Leidenschaft strafte. Jede Strophe schloß mit einem meckernden Triller, der das Zittern der Stimme eines Greises nachahmen sollte, aber mit melodischem Schwingen die Jugend der eigenen hervortreten ließ. Während sie sang, stieg der Schatten der großen Bäume immer tiefer herab, und der Schein des aufgehenden Mondes fiel auf sie allein, mitten in unserem aufmerksamen Kreise.

Als sie schwieg, blieben wir alle still. Schwache Dünste bedeckten die Wiese und rollten sich zu blanken Flocken an den Spitzen der Gräser. Es war seltsam schön wie im Paradies. Endlich sprang ich auf und rannte zum Schlosse,

vor dessen Erdgeschoß Lorbeerbäume in großen einfarbig bemalten Fayencevasen standen. Ich brachte zwei Zweige davon, sie wurden zum Kranz gebogen, und ich setzte ihn auf Adriennes Haupt, daß die Blätter auf dem blonden Haar im weißen Mondschein flimmerten. Sie erhob sich, ihre schwungvolle Gestalt grüßte uns, und sie lief ins Schloß. Wir hörten, sie stamme aus einer Familie, die den früheren Königen von Frankreich verwandt sei; vom Blute der Valois sei sie. Für diesen Festtag durfte sie an unserem Spiele teilnehmen. Doch wir sahen sie nicht wieder, denn am Tage darauf kehrte sie in ihr Kloster zurück.

Als ich wieder neben Sylvia stand, entdeckte ich, daß sie weinte. Da natürlich der Kranz, den meine Hände der schönen Sängerin aufgesetzt hatten, schuld an diesen Tränen war, so sagte ich: ihr solle sogleich ein anderer gepflückt werden! Aber sie antwortete, es liege ihr nichts daran, denn sie verdiene ihn nicht. Vergebens suchte ich mich zu rechtfertigen, sie sprach kein Wort auf dem Heimweg.

Ich aber mußte auf die Hochschule nach Paris zurückgehen. Und trug dies zwiefache Bild einer süßen, traurig zerbrochenen Freundschaft – und einer unbestimmten unmöglichen Liebe in mir, Quell schmerzhafter Gedanken, die von keiner Philosophie zu stillen waren. Adriennes Gesicht triumphierte endlich allein, Luftspiegelung glorreicher Schönheit, die mir die Stunden des ernstesten Studiums streichelte oder zerstörte. In den Ferien des nächsten Jahres erfuhr ich, daß ihre Familie sie hatte den Schleier nehmen lassen.

### III

## ENTSCHLUSS

Diese halb geträumte Erinnerung machte mir alles klar. Die haltlose Liebe zu einer Frau vom Theater, die mich jeden Abend zur Stunde des Schauspiels ergriff, – wächst aus dem Andenken an Adrienne hervor. Blume der Nacht, der bleichen Klarheit des Mondes erschlossen! blondes rosiges Phantom, gleitend über das grüne von weißen Dämpfen gebadete Gras ... Ein Gesicht, das ich seit Jahren vergessen hatte, eine Ähnlichkeit, zeichnete sich nun mit sonderbarer Schärfe in mir ab.

Eine Nonne in der Form einer Schauspielerin lieben! Und wenn es die gleiche war? – Ich werde wahnsinnig! – Schicksalhaftes Dahinrollen, wenn das Unbekannte uns zieht, Irrlicht, vor uns fliehend über den Binsen eines toten Sumpfs ... Setze den Fuß wieder auf festes Land!

Und Sylvia, die ich so sehr liebte? Warum hatte ich sie seit drei Jahren vergessen, das schönste Mädchen von Loisy? Sie lebt, guten reinen Herzens, ich sehe ihr Fenster, wo der Wein sich um den Rosenstock schlingt, ich höre den tiefklingenden Lärm ihrer Klöppel und ihr Lieblingslied: »... Die Schöne saß – Am Bach im Gras ...«

Sie erwartet mich noch. Wer könnte sie genommen haben! Sie ist so arm, unter den guten Landleuten in Loisy, mit den rauhen Händen, den braunen dünnen Gesichtern. Sie liebt allein mich kleinen Pariser. – Seit drei Jahren verzehre ich als großer Herr die schmale Hinterlassenschaft meines Onkels, den ich in Loisy oft besuchte. Sylvia würde es für ein hübsches Vermögen halten ... Und der Zufall macht mich gerade wieder reich. Es ist noch Zeit ...

Jetzt schläft sie. Nein, heute Nacht nicht, es ist Schützenfest, da tanzt man bis zum Morgen. Wie spät ist es? Ich hatte keine Uhr. Inmitten des glänzenden Krams, den man in dieser Zeit rings um sich aufzustellen pflegte, um sich ein echtes Zimmer vergangenem Stils hervorzuzaubern, blinkte dort das Schildpatt einer Renaissance-Stutzuhr: Medicäische Karyatiden, ruhend auf gebäumten Rossen, trugen die goldene Kuppel, auf ihr stand die Figur der Zeit; über einer Diana im Relief auf ihren Hirsch gestützt, kreiste das Zifferblatt mit den emaillierten Stunden auf schwarzem Schmelzgrund. Es war sicherlich ein gutes Uhrwerk darin, aber man hatte es seit zwei Jahrhunderten nicht mehr aufgezogen. Ich hatte sie auch gewiß nicht gekauft, um nach der Uhr zu sehen.

So stieg ich zum Pförtner hinab. Seine Kuckucksuhr zeigte auf eins. In vier Stunden konnte ich in den Ballraum zu Loisy eintreten. Ich eilte fort. Am Platz des Palais Royal warteten noch einige Fiaker auf späte Spieler. Schon rief ich dem besten zu: Nach Loisy! Das war zur Nacht ein trauriger Weg. Schön wird die flandrische Landstraße erst, wenn

sie die Wälder erreicht. Immer zwei Reihen einförmiger Bäume schneiden links und rechts dunkle Grimassen.

## IV

# EINE FAHRT NACH KYTHERA

Während der Wagen über die Hügel rollt, steigen auf neue Erinnerungen in mir herauf.

Einige Jahre nach jener Begegnung mit Adrienne war ich zum Kirchweihfest wieder in Loisy. Ich nahm meinen alten Platz in der Bogenschützenkompagnie ein. Das Fest leiteten junge Männer aus alten Familien, deren Schlösser, mehr von der Zeit als von den Revolutionen mitgenommen, hier und da verloren noch in den Wäldern standen. Aus Chantilly, Compiègne, Senlis sprengten lustige Reitergruppen herbei und stellten sich in den ländlichen Zug der Bogenschützen ein. Nach langem Marsch durch alle Orte, nach der Messe in der Kirche, nach den Wettkämpfen und der Verteilung der Preise wurden die Sieger zum Festmahl geladen.

Das fand auf einer von Pappeln und Linden überschatteten Insel statt, die in einem der von Nonette und Thève gespeisten Seen lag: Man wählte sie, weil auf ihr ein ovaler Säulentempel stand als ein herrlicher Festsaal. Die Gegend ist mit solchen leichten Bauten des achtzehnten Jahrhunderts übersät, philosophische Millionäre ließen sich damals